Retten Räuberinnen die Welt?

In ihrem neuen Stück überschreibt Martina Clavadetscher Schillers «Räuber». Der kühne Versuch fasziniert, überzeugt aber nur teilweise. **Von Manfred Papst**

Die Schwestern Ka. und Franny Moor stehen auf der Sonnenseite des Lebens, doch wie gehen sie mit ihren Privilegien um? Während Franny sich mit ihrer geldadligen Herkunft arrangiert, bisweilen Gutes tut und medienwirksam darüber redet, sagt Ka. sich radikal von ihr los: Sie will nicht nur ihr eigenes Vermögen an die Armen verteilen, sondern ringsum die Reichen berauben. Als weiblicher Robin Hood sammelt sie eine Bande voller Girl-Power um sich, die nicht nur von Solidarität schwadroniert, als wäre sie am WEF, sondern die Sache selbst in die Hand nimmt – notfalls mit Gewalt. Das fängt vielversprechend an. Doch die Bewegung wächst nicht nur: Sie wächst den Räuberinnen auch über den Kopf. Es kommt zu Rückschlägen, Grabenkämpfen, Grundsatzdiskussionen.

Davon handelt das neue Stück der Zuger Autorin Martina Clavadetscher (*1979), die sich in den vergangenen Jahren zu einer der profiliertesten Stimmen in der jüngeren Schweizer Literatur entwickelt hat: mit ihren Arbeiten fürs Theater, vor allem aber mit ihren beiden Romanen «Knochenlieder» und «Die Erfindung des Ungehorsams»; letzterer wurde 2021 mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet. 2022 hat sie zudem den Band «Vor aller Augen» herausgebracht, in dem sie Frauen, die wir bisher nur von berühmten Gemälden kannten, eine Stimme gibt: feministisch, undogmatisch, bildkräftig.

Viel Text, wenig Bewegung

So geht es auch in «This Is a Robbery!» zu, Martina Clavadetschers Überschreibung von Schillers furiosem Drama «Die Räuber», mit dem der damals 23-Jährige 1782 die Bühne der Weltliteratur betrat. Aus den feindlichen Brüdern Karl und Franz Moor sind Schwestern geworden, aus dem Vater eine Mutter, Spiegelberg, Ratzmann, Grimm und Schwarz sind Räuberinnen. Nur Amalia bleibt Amalia. Die Autorin hat ihren acht Figuren viel Text auf den Leib geschrieben, Monologe, Dialoge, Sprechchorsequenzen. 105 Minuten lang ohne Pause traktiert die Gruppe Marie das Publikum an der Uraufführung in der Alten Reithalle Aarau frontal (denn miteinander sprechen die Personen eher selten), das Tempo ist hoch, und weil Clavadetschers Text dicht und anspielungsreich ist, auch Widerhaken und Seitenausgänge gleich mit einbaut, hat man bisweilen Mühe, dem vielstimmigen Wortgewitter zu folgen.

Szenisch passiert dagegen nicht viel: Der weite Bühnenraum ist mit siebzig symmetrisch angeordneten Stehpulten bestückt, die Schauspielerinnen stehen bald da, bald dort oder bewegen sich zwischen den Reihen hin und her. Gelegentlich wird gesungen. Später im Stück werden die Pulte weggeräumt, und eine Maschine wirft die obligaten Nebelschwaden in den Raum. Das alles bringt wenig, aber es stört den Text nicht gross, und um den geht es in allererster Linie: «This Is a Robbery!» würde auch in anderen Formaten funktionieren. Die Hauptdarstellerinnen bewältigen ihre anspruchsvolle Aufgabe souverän, der Nachwuchs aus der Theatergruppe «Junge Marie» gibt sein Bestes.

INGO HOEHN / BÜHNE AARAU

Die Moor-Gang will die Reichtümer der Welt gerechter verteilen. Im Vordergrund: Florentine Krafft als Ka. Moor. (Alte Reithalle Aarau, Januar 2023)

Geniekult und Aufklärung

Martina Clavadetscher nimmt ihre Vorlage ernster als der Regisseur Manuel Bürgin, der im «Badener Tagblatt» mit dem verblasenen Satz zitiert wird, das Stück sei «eine Abrechnung mit Schiller». Das ist es zum Glück nicht. Die Autorin widersteht der wohlfeilen Versuchung, Schillers steiles Pathos durch den Kakao zu ziehen, und versteht die Figurenkonstellation von ihrem Kern her. Das macht sie gut. Gleichwohl greift ihr Ansatz letztlich zu kurz. Schillers Figuren sind von einer ganz anderen inneren Spannkraft und Zerrissenheit als die sympathischen und etwas harmlosen Räuberinnen, die uns hier begegnen. Beim jungen Schiller schiessen die Kraftmeierei des Sturm und Drang und die analytische Schärfe der Aufklärung in einer Art Urknall zusammen. «Die Räuber» sind grosse Oper, attische Tragödie und Pulp-Fiction in einem. Gegenüber dieser Urgewalt hat «This Is a Robbery!» etwas Didaktisches, Gutgemeintes. Schillers Franz Moor ist ein Kerl mit brandgefährlichen Allmachtsphantasien, Karl hat sogar die Ausrottung der Menschheit im Sinn («Oh ich möchte den Ocean vergiften, dass sie den Tod aus allen Quellen saufen!»), und Cousine Amalia ist keine pasteurisierte Heldin wie Lessings Emilia Galotti, sondern eine todessehnsüchtige Furie. Es geht nicht um etwas gerechter zu verteilende Ressourcen und Vermögenswerte, sondern um unbändigen Hass aus verletzter Liebe und um einen monströsen Vater-Sohn-Konflikt – gefasst in einer alles andere als klassisch-marmornen Sprache.

Natürlich weiss Martina Clavadetscher das. «Der Mensch entstehet aus Morast, und watet eine Weile im Morast, und macht Morast, und gärt wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Schuhsohlen seines Urenkels unflätig klebt»: Solche Sätze hat sie mit Gusto ihrem Text einverleibt, und in der Kulisse prangen in riesigen Lettern die Worte «Keine Söhne! keine Töchter! keine Freunde! – Menschen nur». Gleichwohl bleibt manches im Vagen. Martina Clavadetschers Schiller-Überschreibung ist ein vielschichtiges Spiel mit Textsorten und -ebenen. Das Stück fasziniert und unterhält, bisweilen doziert es auch – aber erschüttert es? Nach der Uraufführung von Schillers «Räubern» in Mannheim schrieb ein Zeitzeuge: «Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füsse, heisere Aufschreie im Zuschauerraum. Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme.» Nach der Premiere von «This Is a Robbery!» war der Applaus freundlich und langanhaltend, aber doch sehr gesittet.

Uraufführung: Bühne Aarau, 11. 1. Weitere Vorstellungen: Neues Theater Dornach, 4. 2., 9. 2.; Kurtheater Baden, 21. 2., 22. 2., Tojo-Theater Bern, 2. 3., 3. 3., 4. 3.

Ein feuchter Traum

Die Medien treiben die Berichterstattung über Prinz Harry und das britische Königshaus zum Exzess. Dahinter steckt mehr als banaler Schlüsselloch-Journalismus.

Klatsch ist das Schmierfett der Gesellschaft. Wer sich nicht mehr mit dem Weltgeschehen, aber immerhin noch mit der schmutzigen Wäsche seines Mitmenschen beschäftigt, ist für den Gedanken der Gemeinschaft nicht ganz verloren.

Das weiss auch jeder Journalist: Nichts interessiert den Menschen mehr als der Mensch (was natürlich schon der Anfang eines anderen Problems ist, siehe die angeschlagene Gesundheit unseres Planeten, aber das alles nehmen wir ein anderes Mal durch). Und weil dem Journalisten, will er denn seine Geschäftsgrundlage nicht noch mehr gefährden, nichts Menschliches fremd sein darf, sehen die meisten Medien auch so aus, wie sie eben aussehen: ein Eintopf aus möglichst vielen Zutaten des Allzumenschlichen.

Was sich nun aber seit dem Tod der Queen, der fünften Staffel von «The Crown», der Meghan-&-Harry-Dokumentation und insbesondere diese Woche mit der Publikation des Buches von Prinz Harry, Entschuldigung: seines Ghostwriters, abspielt, dies alles sprengt die Ausmasse des gewöhnlichen People- und Schlüsselloch-Journalismus. Jedes Fitzelchen dieser gigantomanischen, weltumspannenden Soap-Opera, wird dem je eigenen Zielpublikum zum Frasse vorgeworfen. Und Letzteres schluckt und schluckt. Vom Prinzenbuch haben sich am ersten Tag 1,4 Millionen Exemplare verkauft. Und zwar allein von der englischsprachigen Ausgabe. Das Buch ist auch noch zeitgleich in 15 anderen Sprachen erschienen.

Was sich hier vor unser aller Augen in Echtzeit vollzieht, ist der feuchte Traum des modernen Journalismus. In einer geradezu idealtypischen Arbeitsteilung zwischen Betrachtern und Betrachteten finden alle zeitgeistigen Themen zusammen: Rassismus, Opferhaltung, Identität. Die Geschichte ist ja auch so gut, dass es ganz egal ist, ob sie wahr ist: Der weisse Prinz, der die dunkelhäutige Schönheit aus den fernen Staaten geheiratet hat, wird aus dem königlichen, identitätsstiftenden Elternhaus vertrieben, weil seine Angetraute Anfeindungen von Volk und Nachstellungen der Medien ausgesetzt ist. Und deshalb das Leben des Kindes gefährdet ist, das sie im Leibe trägt.

Und das Schönste für den Journalisten, der sonst in seiner Arbeit oft von juristischen Heckenschützen bedroht ist: Hier kann man fast gefahrlos schreiben, was man will. Beide Seiten haben eingesehen, dass sie in diesem Zirkus der kommerzialisierten Befindlichkeiten am nachhaltigsten profitieren, wenn sie sich gegenseitig befeuern, statt sich zu bekriegen. So sieht ein Schlaraffenland auf Erden aus. *Peer Teuwsen*

Kurz und gut

Literatur

Autobiografie ★★★★☆
Annie Ernaux: Der junge Mann. *Übersetzt von Sonja Finck. Suhrkamp 2023. 41 S., Fr. 23.–.*

Annie Ernaux hat es geschafft, zu Lebzeiten ein Klassiker zu werden. Jeder noch so kurze Text der Literaturnobelpreisträgerin wird als Buch herausgegeben, jetzt auch «Der junge Mann». Der Bericht über ihre Liebschaft mit einem 30 Jahre jüngeren Mann umfasst nicht einmal 40 Seiten und beschränkt sich, im Gegensatz zu ihren anderen, die Gesellschaft sezierenden Werken, aufs Private. Maximal entschlackt, ja emotionslos erzählt Ernaux von einer Beziehung, die schiefe Blicke weckt, aber auch Erinnerungen zurückbringt: «Mit ihm durchlief ich alle Alter des Lebens.» *(läu.)*

Film

Fanatismus ★★★★★
Holy Spider. *DK/D/SWE/F 2022, 116 Min. Von Ali Abbasi. Im Kino.*

Saeed macht nachts in den Strassen der iranischen Stadt Maschad Jagd auf Prostituierte und ermordet sie. Er glaubt, er müsse die heilige Stadt von diesen unreinen Frauen säubern. Während die Polizei nur zögerlich ermittelt, riskiert die junge Journalistin Rahimi bei der Suche nach dem Mörder ihr Leben. Ali Abbasi zeichnet mit diesem auf wahren Begebenheiten basierenden Thriller ein komplexes gesellschaftliches Porträt eines Landes, dessen religiöser Fanatismus untrennbar mit einem misogynen Patriarchat verknüpft ist. Der erschreckende Schluss zeigt, wie dieses Gift von der einen an die nächste Generation weitergegeben wird. *(sse.)*

DAFYDD OWEN / IMAGO

Todessehnsucht und Apathie: Die britische Singer-Songwriterin Billy Nomates.

Pop/Rock

Schmissig ★★★★☆
Billy Nomates: Cacti. *Invada.*

Wer Optimismus sucht, wird bei Billy Nomates nicht so schnell fündig. Sie singt von Todessehnsucht und umgreifender Apathie, zu der sie als Gegenmittel rät: «Blow your brains out.» Trotzdem klingt «Cacti» leichter als die grobbürstigen Songs ihres Debüts vor drei Jahren. Neu zeigt sich Nomates als begnadete Singer-Songwriterin von lyrischer Schärfe. Auch musikalisch hat sie ihren Horizont erweitert: Synthesizer und gurrende Gitarren türmen sich einmal zu lüsternen Elektro-Pop-Refrains, dann groovt ein Klavier so lässig, dass man sich in Elton-John-Reminiszenzen wähnt. Und wenn sie mit dem schmissigen «Vertigo» Country mit Post-Punk vermischt, schliesst sich der Kreis. *(mel.)*

Jazz

Sanft ★★★★☆
Sebastian Rochford, Kit Downes: A Short Diary. *ECM.*

Der schottische Schlagzeuger und Bandleader Sebastian Rochford trommelte schon bei der Punk-Jazz-Band Acoustic Ladyland, der Crossover-Formation Polar Bear und dem rabiaten Roots-Quartett Sons Of Kemet. Für das Münchner Label ECM hat er nun ein stilles Album eingespielt, in dem er seines 2019 verstorbenen Vaters, des Dichters Gerard Rochford, gedenkt. Dabei ist er nur ganz sanft und verhalten am Schlagzeug zugange; hauptsächlich hören wir den britischen Pianisten Kit Downes. Die Kompositionen sind innig, anrührend, schlicht – ein Zeugnis der wehmütigen, dankbaren Erinnerung ohne Dramatik oder innere Brüche. *(pap.)*

Kunst

Ausstellung ★★★★☆
Fun Feminism. *Kunstmuseum Basel, bis 19. 3.*

Dass Kunst von Frauen im derzeitigen Museumsbetrieb unterbelichtet wäre, lässt sich kaum noch behaupten. Wenn ein Museum trotzdem meint, Künstlerinnen als eigene Sektion vorstellen zu wollen, muss es sich etwas einfallen lassen. Dem Kunstmuseum Basel ist das bestens gelungen. Statt einer öden Revue von Namen versammelt die Ausstellung Positionen, die mit Ironie und Humor zu Werke gehen. Darunter finden sich klassische Positionen wie Martha Rosler oder Pipilotti Rist, aber auch freche junge Arbeiten wie die Kletterwand aus Keramikbrüsten von Aline Stalder. Da ist Vergnügen garantiert. *(gm.)*